

Der Jäger

Der Schnee schwillt mit dem Abend und beginnt mit seinem Fahlen das schwarze Gestrichel des Gehölzes zu überwuchern. Rascher rückt das Dunkel aus den Dickungen heraus, doch noch mächtiger wächst das rauchige Schimmern des Schnees, breitet sich durch die Nacht, alles beherrschend, selbst die Säulen der Buchen in diese Formlosigkeit einbettend.

Durch das vom Dunkel überflorte bleiche Weiß schiebt sich ein Schatten den Talpfad hin. Es ist der Jäger, der schemenhaft mit der Winternacht verschmilzt. Über ihm senken sich schneebelastete Weißbuchenwipfel im Bogen nieder, von der fahlen Masse zu Boden gedrückte Büsche sperren den Weg auf beiden Seiten ab. Zeitlos und ziellos scheint das Hingleiten des Jägers zu sein, denn es ist unhörbar wie die Nacht.

Der Wald wird höher, die Schneefläche freier. Das Dunkel hoch aufstrebender Eichenstämme vergittert das bleiche Schimmern. Noch vorsichtiger, fast bewegungslos rückt der Jäger weiter. Und doch beherrscht er mit allen seinen Sinnen die Nacht. Wenn er anhält, so sammelt sich fast unterwürfig alles um ihn, Finsternis, Wald und der Winter. Bohrt er sich aber weiter in die Nacht ein, so bleibt erstarrte, schweigende Einsamkeit hinter ihm zurück.

Das Tal wird zur Schlucht. Der Waldstreifen in der Talsohle wird schmaler, dichtes Haselgestrüpp verbirgt den vereisten Bach links. Da duckt sich der Jäger blitzschnell im Schnee. Über einen Busch wegblickend lauscht er. Vorne das Niederrieseln von Schnee. Woher kam das?

Erst ist nur eine ahnende Bewegung. Dann formt sich der Schatten zur Gestalt, ein zweiter schließt sich an und noch einer. Ein Sprung Rehe wechselt schräg vorbei und verschwindet in den Haselstangen am Bache.

Satter wird die Schneenacht. Das weiche Gewölk, das Büsche und Boden bedeckt, bettet die Zeit und jeden Laut tief in sich ein.

Der Jäger steht vor einer Spur. Die ist ganz frisch, nicht größer als die eines Fuchses, doch Tritt um Tritt läuft nicht in schnurgerader Linie, sondern leicht geschränkt hin. Der Jäger beugt sich nieder, ja, der runde Pfotenabdruck, die eingezogenen Krallen; es ist die Spur einer Wildkatze.

Des Jägers Blicke bohren sich in die fortziehende Spur. Ein Raubtier hat die Spur eines anderen Raubtieres gekreuzt. Und beide hassen sich. Und das große Raubtier weiß, dass es den kleineren, doch schlaueren Räuber vernichten muss.

Der Jäger nimmt die Spur der Wildkatze auf. Doch er schließt sich nicht dem Beutegang des Räubers an, er folgt der Spur zurück, woher sie gekommen ist.

Die Spur kommt den Hang herab. Sie taucht zwischen Felsen auf, kommt aus einem Windbruch hervor. Die Blicke des Jägers laufen der Spur wie mit zugreifenden

Fingern entlang. Und so gelangt er in eine Seitenschlucht, wo er, an einem Steilhang plötzlich vor dem Anfange der Spur steht.

Unter einer Jungeiche ist ein tiefer Einsprung im Schnee. Kein Horst in dem kahlen, dünnen Geäst. Aber mit dem Wipfel verbinden sich die ausladenden Äste einer dicken Linde. Und dort unten liegt niedergerieselter Schnee. Diese Linde ist der Schlafbaum der Wildkatze.

Der Jäger verlässt die Schlucht. Schwer und zeitlos ist die Nacht geworden. Eine unwirklich schimmernde Helle hat die Nacht geweitet. Denn über den Wipfeln der Rotbuchen, auf dem Bergrücken hier, ist der Winterhimmel tief durch die Sterne.

Auf einem morschen Stamm sitzend, verschmilzt der Jäger mit der Winternacht. Von weither kommt der Bergrücken und ein stundenlanger Wildwechsel führt ihn entlang.

Die Nacht rieselt unendlich langsam und stet. Sie ist totenstill. Manchmal nur kracht ein Ast im eindringenden Frost, doch das stört nicht die erstarrte Stille. Und tot und reglos sind auch die klar gezeichneten Stämme der Buchen. Nur das bleiche Weiß des Schnees wogt und flimmert formlos.

Die Sterne zittern in tiefer, eisiger Ferne. Manchmal zuckt einer auf, sein Licht schwankt, als sei es von erstarrendem Frost gestreift worden, dann schimmert es wieder kleiner, wie in noch tiefere Ferne gerückt.

Und jetzt, wie dieses Zittern der Sterne am Winterhimmel, steigt irgendwo ein dünner, kalter Laut auf. Wie ein Singen ist er, ein Summen der Nacht. Ein Wolf heult.

Und näher ein zweites Geheul. Gleich einem Wimmern, das über eine berstende Eisfläche hinhuscht. Bis es, nach einer Zeit, in klingender Tiefe versinkt.

Der Jäger bleibt reglos. Frost durchdringt ihn, doch der lähmt sein Lauern nicht. Seine Blicke sind wartend und gleichmäßig wie die Ewigkeit.

Die Nacht rinnt weiter. Sie tropft mit ihrer Stille in eine bodenlose Tiefe hinab. Doch der Jäger ist wach wie am Anfange aller Zeit. In ihm ist die harte Gewissheit der kommenden Tat. Er ist ein Jäger und kennt kein Verzagen. Mit ihm ist der Tod und der versagt nie.

Der Jäger ist nicht überrascht, er bleibt unbewegt, als er einen Schatten auftauchen sieht. Nur die Starre seiner Glieder ist weg und in seine Augen kommt ein wildes Leuchten.

In langgestrecktem Lauf naht der Schatten. Er wird breit und groß, schon erkennt man die spitzen Ohren, den nachschleifenden buschigen Schweif. Schräg will er vorbei, da hält er plötzlich an, zwei phosphoreszierende Augen glimmen herüber – im Schuss sind sie verschwunden. Und wie der Pulverrauch verzieht, sieht der Jäger im Schnee den Wolf verzucken.

Der Jäger geht hinüber. Er denkt: „Kalt ist mir bei dem Warten geworden.“ Dann hebt er die Beute auf die Schultern, sucht den Weg mit den Blicken. „Arg leer ist

solch eine Winternacht!“ , sagt er sich. „Wie lang mag es noch dauern, bis der Morgen kommt?“

Seufzend erinnert er sich, dass er noch in die Schlucht hinunter muss, um die zum Schlafbaum zurückkehrende Wildkatze zu erwarten.

Wie er aber dann, unter einem verschneiten Busch verkrochen, dasitzt, die Füße im Schnee vergraben, sich mit dem Rücken auf den erlegten Wolf stützend, findet er es recht angenehm und gar nicht kalt. Und ist dann selbst überrascht, als der Ruf des Uhu den kommenden Tag ankündigt.

Fast hätte er es übersehen, dass die Wildkatze auf einmal da ist und misstrauisch die Spur des Menschen im Schnee prüft. Sein Schuss hat sie aber rasch gefasst. Sie fährt zwar noch einen Baum hinauf, bleibt aber in halber Höhe hängen, eine Weile nur, wobei sich ihre Krallen scharf in die Rinde graben, dann lösen sich diese und dumpf schlägt das tote Tier in den Schnee.

Ein Jäger geht heimwärts. Er fühlt kaum die Beute, die ihm auf den Schultern wuchtet. Er weiß nur, hinter ihm liegt die Nacht und der Winter, vor ihm aber bleicht der Himmel im kommenden Morgen. Vor ihm ist der Tag und ein anderes Leben.

... ein Jäger wandelt sich wieder zum Menschen.

In: Klingsor, 11. Jahr, Dezember 1934, Heft 12. S. 454-457.

Bibliografischer Hinweis in: Erzählungen. Hrsg. von der Landsmannschaft der Banater Schwaben. Redaktion. Horst Fassel, München 1995.